

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 145.

Samstag, 25. Juni

1927.

(35. Fortsetzung.)

Unter Sonnengluten.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erika Grube-Vörcher.

Sie blickte durch eines der hohen, zu ebener Erde gelegenen Fenster. Der große, helle Raum war seiner Einrichtung nach unzweifelhaft das Laboratorium. Aber es lag leer und verlassen.

Dann trat sie zur Haustür. Einen Augenblick hielt sie die Klinke fest. Sie lehnte ihren Kopf an die Tür. Sie hätte umsinken mögen. Nun kam die Gewißheit! Nun stand sie vor der Entscheidung ihres Lebens.

Sie fühlte, wie sie in ihrer Liebe zu dem Geliebten zum schwachen Weibe wurde, das zusammenbrechen würde, wenn das Schicksal ihm den Lebensinhalt nahm.

Als sie die Tür öffnete, schlug eine helle Glode über ihr an. Der Ton tat ihr weh. Dann blieb sie von neuem stehen. Leise Schritte glitten jetzt die Treppe herab. Es war ein eingeborener Diener. Er musterte sie erstaunt.

„Sennor Martens?“ fragte sie nur. Sie hätte keinen Ton mehr herausbringen können.

„Sennor Martens? Er ist dort auf der Veranda.“

Die Freude traf sie wie ein Schlag. Sie vermochte sich kaum zu rühren.

Er lebte! Sie würde in wenigen Minuten bei ihm sein! Die Freude war so überwältigend, daß sie kaum weitergehen konnte. Inzwischen war ihr Augustin gefolgt, der den Chinesen draußen bei den Pferden gelassen hatte. Er hatte die Antwort des Dieners gehört. Auch er war voller Glück.

„Sennor Martens ist da! Aber — er ist krank!“

„Sehr krank!“ bestätigte der Philippino. Das müde Gesicht Lianes wurde um einen Schein bleicher.

„Er ist auf der Veranda dort. Es könnte ihm vielleicht schaden, mich so plötzlich vor sich zu sehen, Augustin. Deshalb gehe du voran und bereite ihn etwas vor.“

Liane blieb stehen. Der Diener glitt einige Schritte vor Augustin durch die offene Hintertür des Hauses zur anstoßenden Veranda. Dann sah sie Augustin warten. Vor der heraufsteigenden Sonne waren bereits die Jalousien herabgelassen. So lag in der Veranda ein gedämpftes, weiches Licht. Nur ein schmaler Sonnenstrahl stahl sich zwischen zwei Ritzen herein und schien gerade auf das weiße Haar des Alten, der regungslos an der Tür wartend stehen blieb.

Er blickte in eine Ecke. Von dort her kam plötzlich ein Ruf: „Augustin!“

Sie hörte die Stimme des Geliebten!

Der Alte rührte sich noch immer nicht vom Plaze. Er ahnte, was diese Stunde für Liane und Martens bedeuten mußte.

„Augustin! Woher kommst du so plötzlich?“ Und dann nach einer sekundenlangen Pause. „Was ist geschehen? Warum bist du hier? Was weißt du von Sennorita Liane? Bringst du mir Nachricht von ihr?“

Der Alte rührte sich noch immer nicht vom Fleck. Er war ein schlechter Schauspieler. Das Gefühl des sich Unterordnens steckte ihm seit Jahrzehnten im Blute. Die Sennorita war doch hier die Hauptperson. Er war nur der Vorläufer. Nun mußte sie kommen.

Er wandte den Kopf zurück, da er Liane erwartete.

„Augustin!“ Klang jetzt Kurts Stimme wieder, „was weißt du von Sennorita Liane?“

„Sie ist auch hier“, entgegnete der Alte schlicht. „O, Sennor, wir sind ja so glücklich, daß wir Euch wiedersehen.“

Martens machte vor Freude eine Bewegung, als wollte er sich aufrichten. Da trat Liane auf die Veranda und ging auf ihn zu.

Im nächsten Augenblick kniete sie vor seinem Krankenstuhl. Sie legte den Kopf in seine Hände, und keines von beiden sprach in seiner Erschütterung ein Wort.

Endlich erhob sich Liane. Sie war vor ihm niedergekniet, als breche sie zusammen unter einem stummen Jauchzen. Ihre körperliche Spannkraft war erloschen. Bis hierher hatte sie gereicht; jetzt löste sich all ihr Wollen, ihre Energie und Sehnsucht in dem Bewußtsein, daß sie den Geliebten vor sich sah, daß sie seine Nähe fühlte und seine Liebe und Freude sie wie in einen weichen köstlichen Schleier betteten.

Sie erhob sich und neigte sich ihm entgegen. Und sie küßte sich, wortlos, stumm, in unbeschreiblichen Empfindungen. Nicht heiß und zitternd wie jenes erstemal, als er sie im plötzlich verdunkelten Zimmer in seinen Armen hielt, sondern in dem überwältigenden Glücksgefühl, daß sie sich nun wiedergesunden hatten, um sich nie mehr zu trennen! Sie hatten in diesen Wochen der Trennung innerlich viel um einander gelitten. Das machte ihre Liebe nur noch fester und treuer! Ja, in der Sehnsucht hatte sich ihre Liebe nochmals vertieft.

Er versuchte sich zu erheben, um ihr einen Stuhl herbeizuziehen. Aber da sie seine Schwäche sah, hinderte sie ihn und drückte ihn wieder in den Sessel zurück. Dann saß sie neben ihm und schmiegte ihre Hand wieder in die seine.

Sie fragte nach seiner Krankheit. Kaum, nachdem er den letzten Brief an sie hatte abgehen lassen, hatte es ihn wie Typhusfieber gepackt. Die Cholera war bisher an ihm vorübergegangen. Aber rings im Orte starben die Menschen weg.

Jetzt fühlte sich Martens auf dem Wege der Besserung. Aber sein geschwächter Körper würde der Seuche ein noch leichteres Ziel bieten als ein gesunder Mensch. Müde war er noch von dem Fieberanfall, von einer entnervenden, unbeschreiblichen Müdigkeit. Nur der eine Diener war bei ihm geblieben und hatte ihm die Treue bewahrt.

Während er erzählte, strich sie ihm zuweisen über seine blaß gewordenen Hände und sah ihm in das nun schmale Gesicht. Sobald es sich ermöglichen ließ, mußte er aus diesem verheulten Ort in sorgfältige Pflege, in gesunde Umgebung.

Mit den Dienern wurde die Möglichkeit der Rückreise besprochen. Mit der geschwächten Körperkraft war ein längerer Ritt für Martens unmöglich. Martens' Diener fiel ein, daß die spanische Familie, welche den kleinen Chinesen fortgejagt, eine Sänfte besaß. Als Liane sich zu den Spaniern begab, wurde sie auf das freundlichste aufgenommen. In ihrer schlaffen Bequemlichkeit konnten die Spanier gar nicht begreifen, daß ein

gartes, junges Mädchen unter derartigen Strapazen eine Reise zur Rettung des Verlobten gewagt. Es wurde ihr nicht nur die Sänfte zur Verfügung gestellt, sondern auch zwei kräftige Büffel, welche die Sänfte tragen sollten.

So verließen sie im Morgengrauen den Ort. Es war ein Nest ödster Langeweile, aber die Vegetation war von großer Kippigkeit. Die Sonne meinte es gnädig. Sie hielt sich anfangs hinter Wolken verborgen. So langten alle verhältnismäßig frisch in Esquiapo an. Im Dorfe sah es diesmal noch wüster aus. Aus den Bergwälder hatte sich aufs neue eine Rebellenarmee vorgezogen, und die Männer des Dorfes ließen alle Arbeit liegen, um sich ihnen anzuschließen, weil man von neuen Truppen aus der Hauptstadt befürchtete.

Der Pfarrer des Dorfes, den unsere Reisenden so gleich aufgesucht, warnte sie, weiter in das Dorf zu reiten. Wenn ihnen möglicherweise auch keine Lebensgefahr drohte, so war es doch möglich, daß man ihnen als Europäern Schwierigkeiten in den Weg legte. Der Pfarrer riet, den Ort in einem Bogen zu umgehen und einen Weg einzuschlagen, der an den Pasigfluß führte. Auf diesem konnten sie dann in gerader Fahrt bis zur Stadt kommen.

Der Rat wurde befolgt. Martens' Diener wurde mit den beiden Büffeln und der Sänfte zu der spanischen Familie nach Majajel zurückgeschickt. Als man den Fluß erreichte, und einer der Fischer sein geräumiges Boot hervorzog, um es gegen guten Lohn zu vermieten, wurde das Gepäck zuerst hineingetragen. Es war ein sehr langer, breiter, vorn und hinten spitzlaufender Nachen, in dessen Mitte sich ein gewölbtes Dach befand.

Anfänglich trieb der Fischer das Boot mit langen Stangen im noch leichten und schmalen Flußbett vorwärts. Aber bald bekam der Pasig durch einige Nebenarme reichlicheres Wasser und stärkere Gefälle, je mehr man sich seiner Mündung bei Manila näherte. Da zog der Fischer die langen Stangen ein, und in flotter Fahrt ging es nun dahin.

Bodo Schürmann war heute nicht ins Geschäft gefahren, sondern hütete das Haus. Er fühlte sich unpaßlich. Den Vorschlag der Mutter, einen Arzt kommen zu lassen, lehnte er ziemlich schroff ab. Er war ungewöhnlich schweigsam und wortfarg. Auch Frau Schürmann war verdrossen. Lianes Reise ärgerte sie, denn sie liebte derartige selbständig unternommene Schritte bei anderen nicht, besonders nicht bei denjenigen, die von ihr abhängig waren. Sie hatte Liane einzig deshalb von Deutschland mitgenommen, damit sie ihr die Leitung des Hauswesens abnehme; und nun unternahm sie Reisen ins Innere, um einen erkrankten Herrn aus dem Geschäft zu holen.

Bodo schien von einer inneren Unruhe getrieben. Er ging durch das Haus, anstatt sich ruhig auf seinem aus Bambus geflochtenen Ruheessel auszustrecken. Immer wieder trat er an das Fenster und horchte auf die Landstraße hinaus.

Endlich rollten durch den stillen Abend zwei Gefährte heran. An dem kurzen Hufschlag der Pferde, an dem dünnen Rollen der Räder erkannte Bodo, daß es Kaleschen sein mußten, wie die Eingeborenen sie benutzten, leichte, zweirädrige, kippende Wägelchen mit flatternden Leinenwänden, die an allen Straßenecken zu mieten waren und von Eingeborenenführern gelenkt wurden.

Die zwei Wagen hielten vor dem Hause an. Im Schein der großen Laterne, welche das Gartentor krönte, sah Bodo zuerst eine Frauengestalt aussteigen. Er erkannte Liane.

Eine Last fiel ihm vom Herzen.

Inzwischen war aus dem anderen Gefährt auch Augustin herausgesprungen und eine kleine, schwächliche Gestalt, die er nicht kannte. Augustin stieg das Gartentor auf. Da sah Bodo auch Martens den ersten Wagen verlassen, sehr langsam, mühsam, erschöpft. Liane zog seinen Arm durch den ihren. Sie sah zum Hause hinauf und entdeckte Bodo am Fenster. Da winkte sie ihm mit der Hand.

Nun begann die fürchterliche Last der Selbstanklage langsam von ihm zu weichen. Martens war nicht das

Opfer seiner unheilvollen Eifersucht geworden, und auch Liane kehrte unverfehrt zurück. Aber nun hieß es stark sein in den kommenden Tagen, die nun für ihn ein völliges Aufgeben Lianes bedeuteten.

Als wenn das Schicksal ihm diesen Entschluß erleichtern wollte, senkte sich noch im Laufe der Nacht ein schwerer Fiebertraum über Bodo. Mit Entsetzen sah Frau Schürmann ihn schwer erkrankt, als sie ihn am nächsten Morgen wecken wollte. Ihre Herzensangst war so groß, daß sie fast die Fassung verlor und sich herabließ, Liane herbeizuholen, um ihre Hilfe anzurufen.

Obgleich Liane noch Spuren von Erschöpfung von der mehrtägigen Reise mit ihren Strapazen fühlte, zögerte sie keinen Augenblick. Martens hatte sich in einem tiefen Schlaf Kräfte erschlafen. Er lag schon seit den Morgenstunden auf dem Ruheessel gebettet, auf der vom Dach überschatteten Veranda des Herrenhauses und ging hier in gesunder Umgebung und guter Pflege seiner Genesung entgegen. Aber im Hause zogen sich dunkle Wolken zusammen. Man ließ einen Arzt kommen. Es entging Frau Schürmann nicht, daß dieser erschraf als er Bodo untersuchte. Mit aller Selbstbeherrschung bewahrte sie im Krankenzimmer äußerlich ihre Ruhe; draußen im Wohnzimmer bat sie dann um rücksichtslose Offenheit.

„Vorläufig ist es Dysenterie“, erklärte der Arzt, „aber es ist sehr leicht möglich, daß durch irgendeine Übertragung die Cholera hinzutritt!“

Er sah, wie die alte Dame bis in die Lippen erblaßte. „Wie? Besteht Cholerafahr auch hier in der Stadt?“ Der Arzt sah aus dem Fenster.

„Die Gefahr besteht seit Tagen. Ich weiß das als Eingeweihter, weil ich dauernd mehr Fälle bekomme. Die spanische Regierung hält es bis jetzt wieder mit ihrem Vertuschungssystem. Es wird verheimlicht, daß sowohl im Chinesenviertel als auch bei den Eingeborenen in Manila und in den Vorstädten Cholerafälle vorgekommen sind.“ (Schluß folgt.)

Am heiligen See Sibiriens.

(Aus dem „Mandschurischen Tagebuch“.)

Von Heinrich B. Krans.

Am späten Nachmittag rollt der Zug in Irkutsk ein. Zur Rechten, in dämmerndes Dunkel gehüllt, Blokhäuser, Magazine, Schuppen und leere Waggons. Zur Linken liegt die Stadt; Lichter blitzen herüber, ein Meer roter glühender Würmchen, gelbe, grüne Signallampen. Von den Kirchtürmen kommt Glodengeläute.

Der Schnee knirscht unter unserem Schritt. Es ist Anfang November und eisiger Frost. Beim Sprechen strömt der warme Atem, heller, dichter Dampf, aus Nase und Mund. Draußen am Nebengeleise heult eine Lokomotive. Ein anderer Zug rumpelt daher, verfallen und verdrossen aussehend.

Er hält an. Im Nu stürzen aus kaum geöffneten Türen kleine Kinder, Mädchen, Frauen, Männer, rennen um Holz, Schuppen Kraut und Fleisch herbei, entzünden vor den Tieflüchtern, den geheizten Güterwaggons, ein flackerndes Feuer. Kupfergeschirre, von eiskalten Händen gehalten, schweben über knisterndem Holzbrand. Einige Worte hin und her gewechselt, eine Tragödie zeigt ihr Antlitz.

Es sind Auswanderer, Vertriebene, arme Bauernfamilien aus der Ukraine, aus Polen, aus der Rigaer Gegend. Was für Gestalten! In Lumpen gehüllte Greise, Frauen und Mädchen in Fellen gekleidet, zeternde Kinder, nach Nahrung bettelnd. Familienweise sind sie in die schwarzen Wagen gepfercht, die sie in eine unbekannte Ferne führen.

Einige Schritte weiter hört man Schluchzen. Da steht die Tür eines Wagens offen, zwei Männer, in weiße Linnen gehüllt, bahren eben einen Leichnam. Ihre Mienen sind unerbittlich, starr, ihre Bewegungen hastig. Ein altes Weib, gequält in Schluchzen, bindet der Toten als letzten Liebesdienst ein buntgepunktetes Kopftuch um das Haupt. So zart tut sie es, als gelte es, die Tochter zur Hochzeit zu schmücken. Tief im Wagennern glimmt der gelbe Schein von Kerzen, strebt zur Höhe und sinkt zusammen. Ein Mann steht da, umwoben von diesem Schein. Er ist hartlos. Tiefe Furchen haben sich in sein Gesicht eingegraben. Am seinen Kopf, dem eines Achtzigjährigen, ist eine Fülle schneeweißen Haars, gesträht, verwildert, von langer Reise und Not klagend. Wie jener Bauerngott Tostoi sieht er aus. Nur echter, urwüchsiger, lebendiger.

Dunof glühen seine Augen zur Bahre. Er steht da wie zu Eis erstarrt. Nur seine Arme bewegen sich geisterhaft, eintönig, fügen sich zu einem feierlichen Kreuze über Brust und Stirne und heben, senken sich in gleichem Takte, unentrinnbar, ewig. Er hat keinen Blick für die zwei Kinder, die im Waggon bei der Tür stehen, ihre zarten Köpfchen an die Wand schlagen und ein verzweifeltes: „Boze moi, mamusia“, in die kalte Luft zittern.

Fern umschlingen sich die Abendglocken zu einer weithin tönenden zarten Melodie, eine Lokomotive pieft schrill. Die Männer tragen die Tote davon. Regungslos steht der Alte, die starren Kreuze schlagend, die Kinder wimmern, die Greisin schluchzt. Ich trete an den Wagen heran.

„Ein schweres Unglück, Väterchen“, sage ich. Keine Antwort kommt. Erst nach einer Weile murmelt der Alte: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen.“ Ganz apathisch sagt er es und schließt ächzend die Tür. Vorne von der Maschine ein Pfeifen, Dröhnen, Zischen. Der Zug setzt sich in Bewegung, rattert vorüber, ist vorbei.

Der Bahnhof von Irkutsk ist riesenhaft groß. Dutzende von Geleisen kreuzen und queren sich. Vor dem Stationsgebäude eine Menge wartender, schreiender, hin- und her-eilender Menschen. Offiziere sind da mit langen Säbeln und umgeschlanktem Revolver, Chinesen in graue wattierte Mäntel gehüllt, Soldaten in hohen Filzstiefeln und schwarzem, langem Pelz, Bäuerinnen, bis zu den Augen in Tücher ver mummt. Kinder lungern am Boden herum, verdächtiges Gesindel, die Pelzmütze über die Ohren, oft ohne Mantel, drückt sich an den Wänden vorbei.

Drinnen vor dem Büfett ein wüster Lärm, Lachen, Kreischen, Dröhnen autmütiger, wider Bahstimmen. Wie eine Wolke liegt Rauch über den braunen Holzstischen. Tschai, goldgelber, heißer Tee, fliekt in Strömen, alles laut Sonnenblumenkerne und speit die Schale auf den Boden.

Im Warteraum erster Klasse ist es still und dunkel. In einer Ecke steht ein großer Altar mit dem Bilde der Mutter Gottes, eine kleine, verhärmte, alte Bäuerin kniet davor und murmelt aus zahllosen Mund Angstgebete. Auf den Bänken ringsum, Decken über dem Kopf, im kalten Dunst frierende Gestalten. Wer weiß, wann der nächste Zug kommt. Es heißt Geduld haben. Das Großmütterchen Rußland schläft gerne.

Eine Stunde später rollt unser Zug aus dem Bahnhof dem Osten zu. Schnee liegt meterhoch über dem flachen Land, ein tiefschwarzer Himmel wölbt sich wie ein von weißen Sternen bestidter Schirm zu unseren Häuptern. Eintönig rattert der lange Zug in die schweigende Nacht hinaus, pufet, poltert in leblose Einsamkeit. Von Zeit zu Zeit taucht ein Wächterhäuschen auf, ein gelbes, fahles Licht glimmt herüber. Manchmal steht ein Soldat davor, die hohe braune Kapacha über die Ohren gezogen, Gewehr bei Fuß. Es ist eifig kalt. Kahle Berge mit schroffen Hängen wandern vorbei.

So geht es die Nacht hindurch. Der Frostwind stemmt sich gegen die pfauchende Maschine des Zuges, daß sie wie hilflos grell aufheult. Dann wird es langsam Morgen. Die Nebel teilen sich.

Wir fahren nun über die Angarabrücke. Dann an ihrem linken Ufer dahin. Die Angara kommt vom Baikalsee herüber, führt die Wasser der Selenga, der Tunguska und der zahlreichen, kleinen Kristallflüsse, die sich in den See ergießen, ins Nördliche Eismeer. Sie ist reichend, sie ist, wie man erzählt, der klarste Fluß der Erde, sie ist auch der kälteste Fluß. Wenn sich die Nebelschwaden heben, blickt man in ihr durchsichtiges, leicht grüngefärbtes Wasser. Wie zum Greifen nah liegen auf tiefem Grunde helle und schwarze Kieselsteine.

Bewaldete, schneebedeckte Hügel eragtern im Lichte der ersten Sonne, steigen zum Hochplateau an, begleiten den Schienenstrang. Längs der Strecke stehen hölzerne Schutzgerüste gegen Schneeverwehungen. Telegraphenleitungen, die landeinwärts führen, erinnern in der Eintönigkeit Sibiriens an ferne Länder. Holzgeschnitzte, kleine Stationshäuschen bis zu den Fenstern in Schnee vergraben, tauchen jede Stunde auf.

Die Berge, ausgestreckte Finger des Baikalsees, schwellen an. Immer dräuender erheben sie sich, ragen mit gigantischen Spitzen, schroffen, fahlen Graten und weißschimmernden Kuppen in den weißhellen Himmel. Die Wagenfenster sind vereist. Man knabbert nerods an Zwiebad, raucht Zigaretten in endloser Kette. Man möchte schon den See vor sich haben, den Baikalsee, den heiligen See Sibiriens. Um die Zeit hinzubringen, zählt man seine Namen auf.

Behai nennen ihn die Chinesen, das heißt Nordmeer. Die Burjäten, die an seinen Ufern leben und ihn mit Sagen umspinnen, nennen ihn Bai-kul, was reicher See bedeutet und an seinen Fischreichtum erinnert. Die Mongolen aber haben ihm den Namen Dalai-nor gegeben, „heiliger See“. Denn Dschingis Khan, der größte Eroberer der Welt, dessen

Machtgier die Taben bis nach Europa und tief nach Indien und China streckte, ist auf einer der kleinen Inseln des Dalai-nor geboren.

Und endlich — ein blauer Zipfel zwischen weißen Schneehalden, Sonnenglanz auf glitzernden Wellen — dann an einer Biegung der Strecke die südlichen Ufer des riesenhaften Sees.

Kobaltblau, ein herrliches, reines Blau von tief südlicher Färbung, blendet das Auge. Unermesslich weit dehnt sich der Spiegel des heiligen Sees. Das reine, klare Blau zwischen den hohen Schneebergen erinnert einen Augenblick an Schweizer Seen. Aber die Unendlichkeit hier erschreckt beinahe. Sechshundert Kilometer ist doch dieser See lang, seine Breite schwankt zwischen dreißig und sechzig Kilometer. Eine Kette von weißen Hügeln und Bergen umsäumt die Ufer. In dunstigen Umrissen sieht man drüben, ferne, eine kleine Ansiedlung.

Dann fährt man stundenlang in Windungen hart am Ufer dahin. Zur Linken liegt der stille, blaue See, zur Rechten erheben sich schroffe Grate und Föhren, von weißer Schneelast zu Boden gebeugt, streifen den Zug. Die Einsamkeit der Natur drückt auf das Herz.

Doch wer weiß? In hundert Jahren erheben sich hier, dort drüben auf dem Plateau vielleicht, riesenhafte Luxushotels, amerikanische Millionäre, auf Flugzeugen zum Meeresend herübergekommen, tanzen in der Halle des „Hotel Palace Baital“ am heiligen See unheilige Tänze. Und auf den Fluten des Nordmeeres wiegen sich leichte Yachten, dort, wo jetzt eine kleine Fischerbarte Neke auswirft.

Welt u. Wissen

Fühlen Tiere Schmerzen? „Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz.“ Dieser alte Rindertreim ist uns zwar allen eingepägt worden, aber ob er wahr ist, ist eine andere Frage, die von der Wissenschaft durchaus nicht sicher beantwortet werden kann. Der Mensch, der sich ja als das „Maß aller Dinge“ fühlt und den Schmerz seit undenklichen Zeiten empfindet, schreibt ihn ohne weiteres jeglichem Geschöpf zu, aber die Gelehrten sind sich keineswegs darüber im Klaren, wie Dr. J. Seide in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ ausführt, ob die Empfindungen der Tiere und die der Menschen gleich oder auch nur ähnlich sind. Dem Menschen ist der Schmerz nicht etwa als ein Fluch, sondern als ein Segen von der Natur mitgegeben worden. Bei allen Verletzungen und Schädigungen des Körpers mahnt uns die starke Stimme des Schmerzes, auf Abwehr und Hilfe zu sinnen. Diese Einrichtung der Natur setzt aber natürlich einsichtiges Handeln voraus, und so hat der Schmerz auch nur bei Tieren, die ein gewisses Maß von Intelligenz besitzen, Sinn und Bedeutung. Es gibt aber große Tiergattungen, von denen man nicht annehmen kann, daß sie ihre Lebenstätigkeit nach Erfahrungsatsachen regeln; das sind alle niederen Tiere, wie die einzelligen Artierchen, die Hohlktiere, Würmer, Mollusken, Gliederfüßer usw. Bei all diesen ist kein Beweis dafür erbracht worden, daß sie eine Schmerzempfindung haben. Aberhaupt läßt sich bei wirbellosen Tieren das Vorhandensein einer Schmerzempfindung mit ziemlicher Sicherheit ausschließen. Schneidet man einer laufenden Fliege mit raschem Schnitt ein Bein ab, so läuft sie ruhig weiter; ein Strudelwurm, den man mit der Schere mitten durchschneidet, läßt den hinteren Teil zurück und kriecht weiter, ohne auch nur einen Augenblick in seiner Bewegung inne zu halten. Die Zoologen nehmen daher an, daß es bei wirbellosen Tieren nur Reflexe und Instinkte gibt, die mit keinem Bewußtsein, also auch mit keinem Schmerzbewußtsein verknüpft sind. Anders verhält es sich bei den Wirbeltieren. Diese Tiere, die ein gewisses Maß von Intelligenz aufweisen, können infolgedessen auch mehr oder weniger Schmerzindrücke in ihrem Bewußtsein zu Erfahrungen verwerten. Allerdings ist bei den niederen Wirbeltieren, den Fischen und Amphibien, die Schmerzempfindlichkeit noch sehr fraglich. Die Vögel, die schon höhere Geistesfähigkeiten besitzen, empfinden wahrscheinlich Schmerz und wissen sich sogar an erduldeten Mißhandlungen zu erinnern, wie man dies oft von Papageien erzählt. Ganz sicher ist das Vorhandensein einer Schmerzempfindung nur bei den Säugetieren, die ja in ihrem Nervensystem grundsätzliche Übereinstimmung mit dem Menschen zeigen, aber auch hier scheint das Schmerzgefühl sehr verschieden ausgebildet zu sein. Wenn sich Marder und Füchse häufig in den Fallen, in denen sie gefangen sind, die eingeklemmten Pfoten abbeißen, so deutet dies auf ein viel geringeres Schmerzgefühl in den Extremitäten hin, als der Mensch besitzt. Daß nur Wirbeltiere Schmerz empfinden, läßt sich auch daraus schließen, daß erst bei ihnen die sogenannten freien Nervenendigungen auftreten, die als Organ der Schmerzempfindung gelten

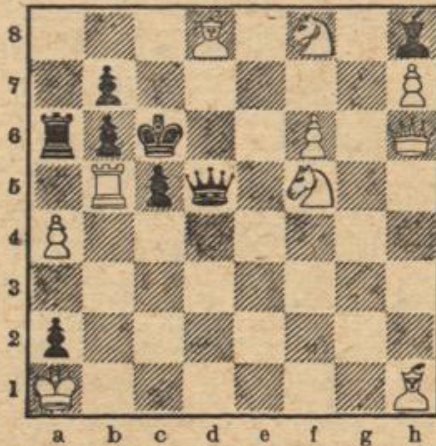


Schach



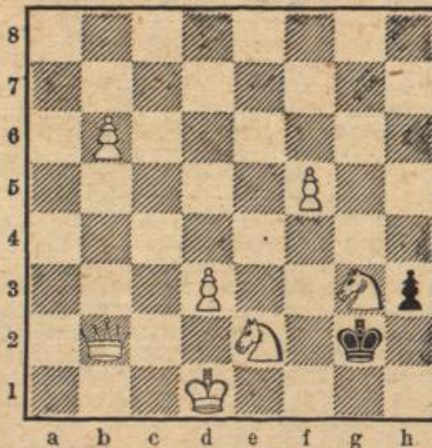
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 53. Dr. A. Simay-Molnar, Budapest.



Weiß: Ka1, Dh6, Tb5, Ld8, h1, Sf5, f8, Ba4, f6, h7.
Schwarz: Kc6, Dd5, Ta6, Lh8, Ba2, b6, b7, c6.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 54. Dr. R. Leopold, Dresden.



Weiß: Kd1, Db2, Se2, g3, Bb6, d3, f5.
Schwarz: Kg2, Bh3.
Matt in 3 Zügen.

Partie Nr. 402. Gespielt im Meister-Turnier des sächsischen Schachbundes am 18. April 1927.

Weiß: Mieses, Schwarz: Wiarda.

1. e4-c6, 2. d4-d5, 3. Sc3-dxe4, 4. Sxe4-Sf6, 5. Sg3-e6. Besser ist Lg4. 6. Le3-Le7, 7. Ld3-Sd7, 8. De2-Dc7, 9. Sf3-b6. Etwas besser war der Doppelschritt des b-Bauern. 10. c4-Lb7, 11. Tc1-e5. Es ist für Schwarz schwer, eine befriedigende Fortsetzung zu finden. 12. d5! Nun darf e6xd5 wegen Sf5 nicht geschehen. 12. ... Se5. Besser war noch Sf3. 13. Sxe5-Dxe5, 14. f4-Ld6, 15. Ld2! Die Partie wird von Weiß meisterhaft gespielt. 15. ... Td8, 16. 0-0-Lc8, 17. Le3-0-0, 18. Le5-Dd7, 19. d6! Entscheidend. 19. ... Lxd6, 20. Lxf6-gxf6, 21. Sh5. Schwarz gibt auf.

Erklärung üblicher Ausdrücke.

Anzug ist der erste Zug der Partie. — Nachzug ist der nächste Zug auf den Anzug. — Gambit nennt man gewisse Spieleröffnungen, wobei eine Figur oder ein Bauer preisgegeben wird. — Opfern heißt, eine Figur preisgeben. — Zentrum bilden die Bauern des Königs und der Dame, wenn sie gedeckt auf der Mitte des Brettes stehen. —

Doppelbauern nennt man zwei Bauern, die auf der gleichen vertikalen Linie stehen. — Isoliert ist ein Bauer, der von keinem anderen verteidigt werden kann. — Der Freibauer kann auf seinem Gang zur Dame durch keinen feindlichen Bauer behindert werden. — Rückständig bezeichnet man einen Bauer, der vom Gegner aufgehalten, hinter den übrigen zurückgeblieben ist. — Verbundene Bauern sind solche, die auf Nachbars Reihen stehen, so daß einer den anderen verteidigt. — Offiziere ist ein anderer Ausdruck für Figuren. — Leichte Offiziere sind Läufer und Springer. — Decken heißt verteidigen; man deckt einen angegriffenen Stein, indem man einen anderen so zieht, daß er den schlagenden feindlichen Stein wieder zu schlagen in der Lage ist. — Schach decken bewirkt man dadurch, daß man einen Stein zwischen den König und den ihn angreifenden Stein setzt. — Abzugschach. Die Richtung einer Figur auf den feindlichen König, den ein Stein bis jetzt versperrt, durch sein Wegziehen freimachen. — Doppelschach entsteht, wenn beim Abzugschach auch der abziehende Stein selbst Schach bietet. — Ewiges Schach kann ein Spieler hervorrufen, wenn er den Gegner zwingt, immer die gleichen Züge zu machen. — Abtauschen heißt: den Stein des Gegners mit dem seinigen vom gleichen Wert zu schlagen und sich dafür den seinigen schlagen lassen. — Qualität gewinnt man durch Eintausch eines Turmes gegen einen Läufer oder Springer. — Gabel ist eine Stellung, in der ein Bauer zwei Figuren angreift. — Einstehen oder Hängen sagt man von einer Figur, die ohne Deckung im Angriff eines feindlichen Steines steht. — Opposition nennt man in Endspielen diejenige Stellung des Königs, bei welcher er in vertikaler oder horizontaler Richtung nur um ein Feld vom anderen König entfernt ist. — Tempo gewinnen heißt, den Gegner zu einem unnützen Zuge nötigen. — Tempo verlieren, einen unnützen Zug machen. — Ersticktes Matt gibt der Springer dem feindlichen König, dem jeder Ausgang durch eigene Figuren versperrt ist. — Zugzwang bedeutet ein Verfahren, das den Gegner zwingt, seine Stellung dadurch zu schädigen, daß er ziehen muß.



Rätsel



Bilderrätsel.



Füllrätsel.

	x		x
	x		x
	x		x
	x		x
	x		x

Die nachstehenden Buchstaben sind so in die Felder des nebenstehenden Quadrats zu verteilen, daß die waagrechten Reihen ergeben: 1. Werkzeug, 2. Volksstamm, 3. Teil der Wohnung, 4. musikalische Drucksache, 5. lautes Geräusch. - a, a, a, b, e, e, e, e, g, g, k, l, l, n, n, n, n, o, r, s, s, t, t, u, u.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 139.

Pyramidenrätsel: Baden — Nauen. Umstellrätsel: Adel, Rose, Gans, Ernte, Nebel, Tafel, Inka, Note, Idol, Erde, Nase. Magisches Quadrat: Auto, Ural, Tang, Olga.

Richtige Lösungen sandten ein: Irma Baath, Elschen u. Hanschen Petzsch, Heinz Keutner, Aston Krahn, J. u. W. Tischerwanckis, Erich Steuß, Heinrich Schmaikaler, Eberhard Poser, Arthur Köster, E. u. W. Fuchs sämtlich aus Wiesbaden; Hilde Häupler, Mariechen Seegen und Lilo Seider, Karl Heinz Plötz sämtlich aus Sonnenberg; Altu Ochs aus Erbenheim; Lisel Erhard aus Mainz; Otto Prackel aus Hahn l. T.